

EDUARDO SACHERI

*Warten
auf
Perlasi*

Aus dem Spanischen von
Matthias Strobel



Berlin Verlag

*Für Clara, für Francisco und für dich.
Denn ihr seid meine Erlösung.*

Montag, 5. Oktober

Aráoz steigt aus dem Zug und sieht auf die Uhr, erst auf die des Bahnhofs, dann auf die an seinem Handgelenk. Auf beiden ist es kurz nach neun. Sich zu vergewissern, dass die Uhren richtig gehen, ist einer seiner Ticks, und es wundert ihn, dass in dieser Einöde die Zeiger der großen Uhr, die vom Dach des Bahnsteigs hängt, nicht verrostet oder stehengeblieben sind.

Er geht einige Meter in Richtung der hinteren Waggon, bis dorthin, wo es kein Dach mehr gibt, nur noch einen von struppigen Bäumen gesäumten Zementstreifen. *O'Connor* steht auf einem rechteckigen Schild, in weißen Großbuchstaben auf schwarzem Grund, typisch für die von den Engländern gebauten Bahnhöfe. Er macht kehrt und geht wieder nach vorn. Angesichts dieser Wildnis bedrückt ihn die Einsamkeit umso mehr.

Von der Lokomotive her kommt der Schaffner mit der Mütze in der Hand auf ihn zu. Der graue Mann hebt plötzlich den Arm, was auf den ersten Blick wie ein Gruß wirkt. Aber Aráoz begreift, dass er in Wahrheit an seinen Achselhöhlen schnuppert, ihren Geruch überprüft. Diese Wohlerzogenheit erstaunt ihn.

Einige Stunden zuvor, noch bei Tageslicht, war der Schaffner durch Aráoz' Waggon gekommen, um die Fahrkarten zu kontrollieren, und hatte einen unerträglichen Gestank verbreitet. Zu allem Überfluss war er auch noch auf die dumme Idee gekommen, bei Aráoz stehenzubleiben und ein Gespräch anzufangen. »*O'Connor* ... Na so was! Ich arbeite seit ewigen Zeiten auf dieser Strecke,

und bisher hat noch nie jemand eine Fahrkarte dorthin gelöst.« Aráoz, der aus vielerlei Gründen gern seine Ruhe gehabt hätte, nahm das Ticket entgegen, deutete den Hauch eines Lächelns an und starrte dann hinaus in die Pampa, die jenseits des Fensters vorbeihuschte.

Da ihre Wege sich auf dem Bahnsteig wieder zu kreuzen drohen, tut Aráoz plötzlich so, als würde er sich für die Anzeigetafel interessieren, die vor dem Büro hängt. Vergebliche Liebesmüh, wie er ahnt, da der Schaffner zu der Sorte Mensch zu gehören scheint, die es genießt, sich mit Fremden zu unterhalten – unbegreiflich für den zu Diskretion und Zurückhaltung erzogenen Aráoz. Und er hat sich nicht getäuscht.

»Werden Sie abgeholt, mein Freund?«

Aráoz prüft die möglichen Antworten. Was geht Sie das an? scheint ihm die angemessenste, aber unstatthafte. Nein, mich holt niemand ab, und ich habe keine Ahnung, wie ich von hier wegkommen soll, würde etwas preisgeben, das er lieber für sich behält, und birgt außerdem das Risiko, einer Unzahl neuer Fragen ausgesetzt zu sein. Hm, klingt nicht unhöflich und hat den Vorteil, eine Mauer zu errichten, hinter der er sich vor der Neugier dieses müffelnden Dicken verstecken kann.

»Hm«, antwortet er, ohne den Blick von der Anzeigetafel zu wenden, die er auf diese Entfernung unmöglich lesen kann. Der Schaffner schweigt. Aráoz erlaubt sich einen Moment der Hoffnung: Vielleicht hat er ihn zum Rückzug bewegt.

»Es ist nämlich so, dass ich diese Linie schon seit ewigen Zeiten befahre, und es kommt nur alle Schaltjahre vor, dass jemand hier aussteigt.«

Er ist ein zäher Kämpfer, den ein, zwei Schüsse in die Luft nicht vertreiben können. Aráoz starrt weiterhin auf die Tafel, als wäre er allein auf dieser und allen anderen Welten.

»Sind Sie beruflich unterwegs?«

Direkte Frage. Aráoz begreift, dass er nicht weiter schweigen kann, wenn er nicht grob unhöflich sein will. Gleichzeitig ärgert ihn diese Überlegung: Jetzt ist er zweiundvierzig Jahre alt und hat immer noch Angst, unfreundlich zu wirken. Wie kann es sein, dass ihn die Gebote seiner Kindheit nach wie vor beherrschen, ohne dass Linderung in Sicht wäre? Er nimmt sich vor, diese Schwäche in die Liste seiner Niederlagen aufzunehmen.

»Hm«, sagt er noch einmal, in der Hoffnung, es nur oft genug wiederholen zu müssen, damit der Schaffner aufgibt und weggeht.

»Was machen Sie beruflich, wenn man fragen darf? Ich meine nur, weil es hier von Menschen nicht gerade wimmelt.«

Aráoz vergegenwärtigt sich die Lage. Vor fünfzehn Stunden hat er noch angezogen auf seinem Bett gelegen und eine Zigarette nach der anderen geraucht. Wenn er sich jetzt vierhundert Kilometer weit weg befindet, dann weil er einem Impuls gefolgt ist, einem winzigen Impuls, aber doch einem Impuls. Angesichts des flachen und ereignislosen Horizonts, in den sich sein Leben verwandelt hat, wollte er ihn nicht ungenutzt lassen. So weit, so gut. Jetzt verspürt er einen anderen Impuls. Den, grausam zu sein. Den, sich über diesen gesprächigen Dickwanst lustig zu machen, der die Abendluft mit seinem sumpfigen Gestank verpestet.

»Ich bin Ingenieur für Wasser- und Energietechnik«, sagt er.

Der Schaffner sieht ihn fragend an.

»Ich arbeite bei dem Staatsbetrieb, der Staudämme zur Stromgewinnung baut. Verstehen Sie?«

Aráoz ist sich nicht sicher, ob dieser Betrieb noch existiert oder längst privatisiert worden ist. Jedenfalls nickt sein Gegenüber, weil er verstanden hat oder weil er nicht als Idiot dastehen will. Aráoz fühlt sich ermuntert, noch einen draufzusetzen.

»Wir planen hier in der Gegend ein Wasserkraftwerk, und dafür müssen wir einen Damm bauen.« Er unterstützt seine Aussage mit einer waagrechten Bewegung des rechten Arms auf Höhe der Schulter, wie um die riesigen Ausmaße dieses Staudamms zu verdeutlichen. »Dreiundvierzig Kilometer breit. Sie können sich nicht vorstellen, was das für eine Mauer wird. Das wird der größte Stausee in ganz Lateinamerika.«

Die Augen des Schaffners leuchten. Aráoz beschließt, die Sache mit einer Prise Patriotismus zu würzen.

»Brasilien tobt vor Wut. Sie haben zwar auch zwei oder drei große Stauseen, aber verglichen mit unserem werden die wie Planschbecken wirken.«

»Neiiin«, sagt der Schaffner mit ungläubigem Gesicht. Ungläubig und froh.

»Unserer Planung nach wird er so groß wie die Provinz Tucumán. Mindestens.«

»Tucumán ist die kleinste Provinz Argentiniens«, unterbricht ihn der Schaffner, als könne er der Versuchung nicht widerstehen, stolz zur Schau zu stellen, wie viel er noch aus der Schule weiß.

»Stimmt«, räumt Aráoz rasch ein. »Als Fläche ist es klein, aber als Stausee ... Überlegen Sie mal.«

Der andere zögert.

»Mein lieber Scholli«, murmelt er schließlich.

Es ist fast mit Händen zu greifen, wie der gewaltige Staudamm im Kopf des Schaffners Form annimmt. Aráoz erinnert sich an etwas; es scheint ihm so nutzlos wie fast alles, das er sich jemals gemerkt hat, doch im Hochgefühl seines plötzlichen Sadismus spricht er es aus.

»Das einzige Bauwerk, das man vom Mond aus mit bloßen Augen erkennen kann, ist die Chinesische Mauer. Das behaupten jedenfalls die Astronauten, die dort waren«, sagt er und vollendet im reißerischen Tonfall eines Starreporters: »Bald wird man zwei Bauwerke sehen können.«

Er sieht den Schaffner an. Fehlt nur noch, dass der Dicke vor Begeisterung in Applaus ausbricht. Hat er Mitleid mit ihm? Nein, nicht einmal jetzt, wo der Kerl und sein verdatterter Gesichtsausdruck eine Ode an die Einfalt sind.

»Um ganz sicherzugehen, werden wir den Staudamm vielleicht noch etwas größer bauen. Sagen wir ... was weiß ich ... sechzig, fünfundsechzig Kilometer lang. So groß wie Tucumán und ein Stück Santiago de Estero ... ein nicht zu kleines Stück.«

»Die beiden Provinzen sind sich doch spinnefeind«, wendet der Schaffner ein.

Aráoz betrachtet ihn mit der heiteren Milde eines altmodischen, aber herzlichen Professors. Sein Blick zeigt Wirkung. Der Eisenbahner korrigiert sich hastig.

»Was bin ich nur für ein Dummkopf! Das sagen Sie

bloß als Beispiel!«, ruft er mit einem entschuldigenden Kichern.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, um aufs Ganze zu gehen und ihm die Freude zu vermiesen.

»Eines steht jedenfalls fest: Der schwierigste Part ist das mit dem Zug. Ein Großteil der Strecke soll nämlich unterirdisch verlaufen.«

Das Gesicht der Eisenbahners verdüstert sich. Er sieht dem Experten in die Augen, um sich zu vergewissern, ob er das Gesagte ernst meint. Aráoz hält dem Blick stand.

»Aber ... wie ...?«

Der Schaffner weiß nicht, wie er nach dem, was er fürchtet, fragen soll, als rücke er seine Zukunft näher an den Abgrund, wenn er seine Angst in Worte fasst. Unwillkürlich sieht er zu dem Zug. Aráoz ahnt, dass diese Masse alten Eisens für den Mann eine Art Schutzengel ist. Seine innere Stimme sagt ihm, dass er Erbarmen mit diesem Menschen haben sollte. Aber er will nicht.

»Der ganze Abschnitt von Trenque Lauquen bis Pehuajó. Verstehen Sie? Tja, viel bleibt dann nicht mehr übrig. Von hier bis zur Nationalstraße sieben, mehr nicht. Und ob wir die acht nicht womöglich ein Stück nach Norden verlegen müssen, ist noch unklar.«

Die Art, wie der Schaffner um Worte ringt, verrät seine tiefe Niedergeschlagenheit.

»Aber ... was ... die Züge ...«

»Die Züge können Sie vergessen, mein Freund. Ein Staudamm ist ein Staudamm. Elektrizität. Fortschritt.«

Aráoz beginnt im Kreis zu gehen, als hätte ihn der kommende Fortschritt in Unruhe versetzt. Dieser Ener-

gieschub überrascht ihn. Allerdings kennt er sich gut genug, um einen Tick von wahrer Begeisterung unterscheiden zu können. Er sieht auf die Uhr und dann ans andere Ende des Bahnhofs, das sich im Dunkel verliert.

»Das Land ist im Wachstum begriffen. Es geht voran. Da dürfen wir uns von ein paar Zügen oder Dörfern nicht aufhalten lassen. Finden Sie nicht?«

»Natürlich ...«

Die Lokomotive stößt ein tiefes Tuten aus. Der Schaffner löst sich aus seiner Bestürzung und fragt: »Sind Sie sicher, dass Sie abgeholt werden, Señor?«

Es ist eine komplizierte Frage. Wenn er Ja sagt und der Zug aus irgendeinem Grund weiterhin stehenbleibt, wird schnell klar, dass er gelogen hat. Nein sagen kann er aber auch nicht, nachdem er so affirmativ gebrummt hat, als der Mann ihn am Anfang gefragt hat. Gegenfragen, sagt er sich. Wenn man nicht will, dass man mit Fragen belästigt wird, stellt man am besten eine Gegenfrage.

»Warum fragen Sie?«

»Nur so. In O'Connor liegt der Bahnhof etwas außerhalb. Nach uns wird der Bahnhofsvorsteher alles ausschalten und nach Hause fahren. Bis morgen kommt dann kein Zug mehr. Wenn Sie wollen, frage ich ihn, ob er Sie mitnimmt.«

»Ist es weit bis zum Dorf?«

»Na ... um die sechs oder sieben Kilomenter, schätze ich. Oder noch mehr.«

Aráoz wird blass. Die Aussicht, auf einem lausigen Bahnsteig im Freien übernachten zu müssen, nimmt ihm den Wind aus den Segeln, und sein hochnäsiges Gehabe fällt von ihm ab wie eine Schale.

»Macht das auch keine Umstände?«, fragt er mit ängstlicher Stimme.

»Nein, ach wo! Warten Sie.«

Aráoz sieht ihn in Richtung Büro gehen. Der Schweißgeruch des Dicken stört ihn schon viel weniger als zuvor. Wieder ertönt das Tuten des Zugs und unterstreicht die Dringlichkeit der Angelegenheit.

Plötzlich gehen im Bahnhof alle Lichter aus. Aus dem Büro kommt neben dem Dicken ein langer Lulatsch. Aráoz spürt Wut in sich aufsteigen. Wie oft hat er sich geschworen, sich nie wieder so hilflos zu fühlen, nie wieder bange darauf zu warten, was jemand anders gleich tun wird.

»'n Abend«, sagt der Unbekannte, und Aráoz erwidert seinen Gruß mit einem Nicken. »Sie brauchen also jemanden, der Sie bis zum Dorf kutschiert, Herr Ingenieur?«

»Ja, wenn das möglich wäre ...«, stammelt er.

»Selbstverständlich.«

Der lange Lulatsch wendet sich dem Schaffner zu und übergibt ihm ein Paket, das er unter dem Arm getragen hat. »Larrosa, diese Sendung ist für Laboulaye.«

»Ich werfe es gleich in den Pritschenwagen, damit ich's nicht vergesse. Wir sehen uns. Also, Herr Ingenieur ... Sie sind jetzt in guten Händen.«

Aráoz überlegt, ob er sich während seines Geschwafels irgendwann als Ingenieur bezeichnet hat oder ob die beiden von sich aus darauf gekommen sind. Er erwägt, diesem Larrosa ein, zwei Worte zu sagen, ihn wegen seiner Zukunft zu beruhigen. Wo sonst sollte dieser Büffel Arbeit finden? Außerdem hat er sich als guter Samariter

erwiesen und ihm eine Mitfahrgelegenheit verschafft. Er ist es ihm schuldig. Aber genau deswegen will er es nicht zurücknehmen. In den letzten Monaten hat er viele Entscheidungen getroffen, und eine davon ist, kein guter Mensch mehr zu sein.

»Danke. Und denken Sie daran, dass wir spätestens im Herbst loslegen werden«, teilt er noch eine letzte Boshaftigkeit aus. »Ich an Ihrer Stelle würde mir schon mal Gedanken machen ... Ich meine ja nur ...«

»Danke ...«, murmelt Larrosa kaum hörbar, nicht aus Unhöflichkeit, sondern weil soeben seine Zukunft zu Bruch gegangen ist wie eine von einem Stein getroffene Windschutzscheibe.

Ezequiel Aráoz ist gerade acht Jahre alt geworden. Es ist dunkel und kalt. Bitterkalt. Vor allem im Freien. Wo er gerade ist. Wo alle sind. Die Kälte ist ein Schmerz in der Nasenspitze und oben an den Ohren. Und ein lästiges Brennen am Hals, denn wenn es kalt ist, muss er diesen steifen Mantel tragen, dessen Aufschläge an Hals und Nacken kratzen. Das ist das Hässliche an der Kälte. Das Schöne ist der Nebel, der aus dem Mund kommt, wenn man atmet. Wenn es feucht ist, kommt der Nebel aus dem Mund und aus der Nase.

Man muss langsam ausatmen, damit man den Nebel gut sehen kann. Wenn man zu schnell ausatmet, sieht man ihn nicht. Mit dem Nebel kann man einen Erwachsenen spielen, der raucht. Das macht Spaß, weil man sich groß und stark fühlt. »Lass das«, wird er manchmal ermahnt, wenn jemand mitkriegt, dass er den Zahnstocher oder den Bleistift zwischen den Fingern hält, als wären sie eine

Zigarette. Dann heißt es: »Das ist was für Erwachsene.« Hoffentlich wird er bald erwachsen. Aráoz kann es kaum noch erwarten. Erwachsen sein, rauchen. Das gehört alles zusammen.

»Belaúnde«, sagt der Bahnhofsvorsteher, während der Zug anfährt.

»Aráoz, sehr erfreut«, antwortet Aráoz und schüttelt die Hand, die ihm entgegengestreckt wird.

»Wissen Sie schon, wo Sie absteigen werden?«

Aráoz denkt einen Moment nach, weil er Angst hat, seine Lügen könnten sich gegenseitig auf die Füße treten.

»Im Dorf gibt es eine Tankstelle, die Zimmer vermietet, wurde mir gesagt ...«

»Die neue oder die alte?«

Mist, denkt Aráoz, den alles Unerwartete erschreckt.

»Die alte«, sagt er auf gut Glück.

»Ah, die von Perlassi. Die liegt auf dem Weg. An der Ortseinfahrt, vor dem eigentlichen Dorf.«

Als er den Namen Perlassi hört, nach den vielen Stunden, die er unterwegs gewesen ist, und den noch mehr Stunden, die er darüber nachgegrübelt hat, ob er überhaupt fahren soll, fühlt er sich endlich am Ziel. Jetzt muss er nur noch herausfinden, was genau dieses Ziel ist.

Plaudernd gehen sie um das Bahnhofsgebäude herum. Durch die Bäume fällt das Licht des aufgehenden Mondes auf etwas, das Aráoz wie das Gerippe eines verrosteten Autos vorkommt. Obwohl alle vier Kotflügel und das Stoffdach fehlen, errät er, dass es sich um einen Citroën handelt. Wer ihn wohl in dieser Einöde zurückgelassen

hat? Die Antwort folgt auf dem Fuß: niemand. Belaúnde nähert sich dem Vehikel auf der Fahrerseite, öffnet, steigt ein und knallt die Tür zu. Aráoz geht auf die andere Seite und tastet nach dem Griff. Bis er begreift, dass er bei diesem Uraltmodell ganz vorn suchen muss, fast an der Windschutzscheibe, dauert es eine Weile. Endlich gelingt es ihm, die Tür zu öffnen. Als er sich auf den Sitz fallen lässt, schwankt das Auto knarzend hin und her.

Den Nebel kann man auch zu Ringen blasen. Muss toll sein, wenn man das kann. Sein Onkel Quique kann das. Er hat es mal gesehen, auf einem Geburtstag, und ist ganz baff gewesen, wie hypnotisiert. Als der Onkel es bemerkt hat, hat er ihn zu sich gerufen und gesagt, er solle die Ringe anfassen, was er auch versucht hat. Sie haben sich aufgelöst. Onkel Quique hat dann nicht mehr mit den Erwachsenen gesprochen, sondern Ringe für ihn geblasen. Onkel Quique ist so. Er weiß, wie Kinder sind. Schade, dass sein Vater gleich gesagt hat: »Ezequiel, du störst. Geh irgendwo spielen, wir Erwachsenen wollen uns unterhalten.« Und Aráoz ist gegangen.

Der Bahnhofsvorsteher steckt einen winzigen Schlüssel ins Armaturenbrett und dreht ihn um. Ein rotes Lämpchen leuchtet auf. Dann zieht er an einem Knopf, der weiter unten angebracht ist. Der Motor hustet, als hauche er mit jedem vergeblichen Startversuch das letzte bisschen Leben aus. Aráoz kann nicht Auto fahren und hat auch noch nie die Absicht gehabt, es zu lernen. Zu viel Anspannung, zu viel Zufall, zu viel Unwägbares, und alles nur, um von einem Ort zum anderen zu ge-

langen. Da lässt er sich lieber mitnehmen. Aber sein Dasein als ewiger Beifahrer hat ihn gelehrt, wie er sich in den entsprechenden Situationen zu verhalten hat. In diesem Augenblick zum Beispiel ist es angeraten, aus dem Fenster zu sehen, als führen sie längst durch eine Landschaft von atemberaubender Schönheit.

Es ist kalt. Er hat den Mantel an, der kratzt. So sehr kratzt, dass sich Aráoz, wenn er an diesen Abend denkt, unfreiwillig an den Hals fasst. »Rauchen ist was für Erwachsene, Kleiner.« Weiß ich doch, denkt Aráoz, sagt es aber nicht. Am besten, man schweigt, die Sachen gehen schneller vorbei, wenn man nichts sagt, wenn man nicht antwortet. Trotzdem spielt er weiter mit dem Nebelrauch, nutzt aus, dass keiner ihn beachtet.

Als der Anlasser einen letzten Seufzer von sich gibt, lässt Belaúnde von der Kurbel ab und legt beide Hände auf das riesige Lenkrad. Er seufzt. Aráoz übt sich in Zurückhaltung und verkneift sich jede Anspielung auf den Vorfall, weil sie nur zu Irritationen führen würde. Jemand anders hätte sich vielleicht zu einem »Springt er nicht an?« hinreißen lassen. Aber Aráoz ist nicht so blöd. Belaúnde trommelt mit den Fingern der rechten Hand auf dem Lenkrad. Was für Autos, diese Citroëns, denkt Aráoz. Er hat sie schon immer extravagant gefunden: das Rollladengeräusch des Motors, die Scheinwerfer wie Laternen alter Pferdewagen, die ausladenden Kotflügel. Eine Kaulquappe oder ein seltsames Tier aus der Frühgeschichte. Nichts an diesem Auto ist wie an anderen Autos. Zum Beispiel die vorderen Seitenfenster,

die man in der Mitte hochklappen kann und die einem, wenn man es am wenigsten erwartet, auf den Ellbogen fallen wie das Beil einer Guillotine; oder der Schaltknüppel, der aussieht wie ein vergessener Regenschirm.

Der Abend ist kalt und feucht, deshalb kommt bei allen Nebel aus dem Mund. Der Himmel muss voller Sterne sein, aber von dort, wo Aráoz steht, kann er ihn nicht sehen, weil die Flutlichter zu stark sind. Er kann ihn nur erahnen, ein dunkler Fleck über der Kälte. Links neben ihm steht sein Vater. Rechts Onkel Quique. So machen sie es immer im Stadion, wenn die Ränge voll sind. Und an diesem Abend sind sie proppenvoll, denn es geht gegen den Abstieg. Deshalb sind er, sein Vater, sein Onkel und seine Cousins Diego und Enrique da. Deshalb stehen die beiden Erwachsenen neben ihm wie Adjutanten, damit er nicht erdrückt wird.

Wieder seufzt Belaúnde. Vielleicht erwartet er von Aráoz, dass er etwas sagt, sich solidarisch zeigt, ihm zu verstehen gibt, dass er seine Sorge um die Zukunft teilt. Aber Aráoz hebt lieber den Blick in die Nacht und genießt eine weitere Eigentümlichkeit des Wagens: das aufklappbare Verdeck, über das sonst nur Luxusautos verfügen, wenn auch hier in einer Schwundversion. Er bedauert, keine Ahnung von Astronomie zu haben, denn am Firmament wimmelt es von Sternen.

Wieder ertönt das Krächzen des Anlassers. Aráoz denkt, dass dieser lange Lulatsch mit gutem Willen wettzumachen versucht, was ihm an Glück mangelt. Und doch

springt der Wagen plötzlich an. Ein paarmal knallt es im Auspuff, der Geruch nach unverbranntem Benzin steigt Aráoz in die Nase. Die komplette Struktur des Vehikels wird durchgerüttelt, aber der Motor läuft. Mit gekonntem Pedalpumpen sorgt Belaúnde dafür, dass es auch so bleibt. Als er sich sicher ist, dass der Motor nicht ausgehen wird, tritt er die Kupplung und reißt mehrmals den Schaltknüppel vor und zurück, bis der erste Gang einrastet und der Citroën sich in Bewegung setzt.

Aráoz blickt nach links. Er kann Belaúnde kaum erkennen, weil sie in diesem Moment unter Pappeln hindurchfahren, deren Laub den Mond verdeckt, aber ihm scheint, als strahle er übers ganze Gesicht.

»Abgesoffen ist er, der Hund«, lautet die Diagnose. In Belaúndes Stimme schwingt die Zufriedenheit eines Kapitäns mit, der gerade den Unbilden der Elemente getrotzt hat.

»Hm«, meint Aráoz antworten zu müssen.

Seit einer Weile hüpfen die Leute auf und ab, die Holzbretter biegen sich. Doch Aráoz hat keine Angst, weil er weiß, dass sie nicht brechen werden. Beim ersten Mal hat er sich noch erschrocken, aber sein Vater hat gesagt, er brauche keine Angst zu haben, also hatte er auch keine Angst. Na ja, eigentlich hat er gesagt, er solle still sein, was nicht das Gleiche ist, trotzdem ist er still geblieben. Er hat gehorcht, weil er für sein Leben gern ins Stadion geht. Er liebt es, die Straßen entlangzulaufen, von zu Hause sind es bestimmt fünfzehn Blocks. Je näher sie dem Stadion kommen, desto mehr Leute stoßen dazu. Alle strömen in dieselbe Richtung. Das letzte Stück gehen

sie auf der Straße, nicht auf dem Bürgersteig, und das empfindet Aráoz als ein richtiges Abenteuer. Wenn sie die Avenida überqueren, nimmt der Vater ihn bei der Hand. Auf der anderen Seite lässt er ihn wieder los. Dann geht Aráoz allein weiter, mitten auf der Straße. Obwohl er wie ein großer Junge behandelt werden möchte, hätte er sich gern noch weiter bei der Hand führen lassen. Es wäre schön, wenn sein Vater ihn öfter bei der Hand nehmen würde. Nicht nur, wenn sie die Avenida überqueren.

Sie schweigen eine Weile. Das Licht fällt schräg auf die Straße, weil nur der linke Scheinwerfer funktioniert. Außerdem scheint die Batterie fast leer zu sein: Wenn sie langsamer fahren und sich die Umdrehungszahl des Motors drosselt, wird das Licht schwächer und erlischt fast. Sobald sie wieder Fahrt aufnehmen, wird auch der Lichtstrahl wieder stärker, als wäre er ein Symbol der Hoffnung. Was für ein Glück, dass Belaúnde ihn mitgenommen hat. Wie lange sie wohl schon durch diese absolute Einsamkeit fahren? Offenbar denkt der Bahnhofsvorsteher das Gleiche, denn er fragt ihn direkt: »Hat Perlassi Sie versetzt? Wenn Sie das alles hätten zu Fuß gehen müssen ...«

»Nein«, rappelt sich Aráoz auf. »Die Firma wollte jemanden schicken, aber der Blödmann ist nicht gekommen. Glauben Sie, dass noch Zimmer frei sind?«

»Da machen Sie sich mal keine Sorgen.« Sagt Belaúnde und fügt schnell hinzu: »Dann soll also tatsächlich ein Staudamm gebaut werden?«

Bis eben sind die Leute auf und ab gehüpft, aber jetzt sind alle nervös und still. Es steht null zu null, das würde reichen. Wenn es beim null zu null bleibt, sind sie »gerettet«. Aráoz weiß nicht, was das mit dem Abstieg bedeutet, oder doch, nämlich was Schreckliches. »Seit mein Junge geboren wurde, spielen wir in der ersten Liga«, hat er seinen Vater sagen hören. »Mein Junge«, das ist er, Aráoz. Es hat ihm gefallen, dass sein Vater das gesagt hat, weil er sich als eine Art menschliche Medaille gefühlt hat. Es hat wichtig geklungen, als wäre sein Vater stolz auf ihn. Aráoz ist nicht dumm, er weiß, dass er von Deportivo gesprochen hat, nicht von ihm. Aber er war trotzdem ein bisschen stolz, insgeheim.

Aráoz betrachtet den Fahrer. Er starrt auf die Straße, und seine grauen Haare flattern im Wind, der durchs offene Dach weht. Dann hat der Schaffner ihn also in das vermeintliche Projekt eingeweiht, als er ihn aus dem Büro geholt hat.

»Ja«, antwortet Aráoz. »Das erste Wasserkraftwerk in der Pampa, mit einer Staumauer von hundertfünfzig Metern Höhe.«

Er hebt die rechte Hand, um zu verdeutlichen, wie unglaublich viele Meter das sind. Belaúnde sieht ihn kurz an, aber genau in diesem Augenblick gerät das Auto auf den Seitenstreifen, und er muss sich wieder auf die Straße konzentrieren.

»Wahnsinn«, sagt er.

Aber wenn sie heute verlieren, steigen sie ab, und das wäre schlimm. Deshalb sind die Leute nervös und schweigen.